Jugend im Volk

Beilage der Deutschen Rundschau in Polen | 21. 3. 1937 | Nr. 12

Pflicht!

„Pflicht! Das war das Hauptwort. Pflicht! Die haben wir erfüllt. Ohne Zweifel. Aber Pflicht, das ist immer eine Sache, die zugleich leicht und schwer ist. Jawohl! Und zwar sieht das so aus: Pflicht ist eine Unterordnung, eine Sache der Masse, des Heeres, der Beamten, der Behörden. Pflicht entscheidet sich nicht selbst, sondern sie wird entschieden.

Siehst du — und da ist es im Grunde höchst leicht, einer Pflicht zu folgen.

Und wenn sie schwer wird, dann meine ich nicht etwa, daß man da schweren Herzens in die Schlacht von Verdun marschiert, sondern ich meine dies:

Schwer ist es, der Pflicht zu gehorchen, wenn man sieht, daß der Befehl nicht mehr stimmt, daß da Unsinn gemacht wird. Und das haben von den Millionen Soldaten immer mehr empfunden. Und genau im Verhältnis zu diesem Bemerken drückten sie sich, — weil sie da mit der Pflicht nicht mehr mit konnten.

Die anderen aber blieben — nicht weil sie glaubten, es sei alles herrlich — so dumm waren sie nicht! Nein — sondern sie blieben, weil sie nicht einem bloßen Befehl gehorchten, sondern etwas höherem, größeren, nämlich der Nation. Sie mußten wissend alles tun, was praktisch vollkommen zwecklos war! Und sie taten es!

Und das ist die Größe des deutschen Frontsoldaten: die Pflicht!

Das haben wir immer gehört!

Aber jetzt geht es um etwas anderes, nämlich — das muß man sich ganz klar machen — es geht um die **Schaffung einer neuen Pflicht.**

Und diese neue Pflicht — wenn wir die nicht aus uns selbst herausstellen können, wenn wir sie nicht erzeugen können, dann erst sind wir verloren. Dann erst. Aber nicht einen Augenblick früher.“ —

*

Diese Worte über die Pflicht hat Franz Schauwecker geschrieben. Der Peter hat sie gelesen, und sie haben ihm Eindruck gemacht. Weil er aber nicht ganz mit ihnen zu Rande kommt, fragt der Peter den Fritz:

„Geht es wirklich um die Schaffung einer neuen Pflicht? Kommt es nicht einzig und allein auf einen neuen Willen an? Ist nicht der preußische Pflichtbegriff durch das deutsche Wollen überwunden? Ich meine, daß das Wort „ich will!“ der deutschen Jugend mehr ansteht als der harte Befehl „du mußt!“ —

Da antwortet der Fritz dem Peter:

„Jawohl, es geht um eine neue Pflicht! Und weil diese Pflicht, die wir Volk und Heimat gegenüber zu erfüllen haben, die edelste Aufgabe ist, die wir kennen, gibt es zwischen unserer Pflicht und unserem Willen gar keinen Gegensatz. Die Pflicht wird vom Willen getragen, und der Wille wird von der Pflicht geformt. Wenn es um einen Menschen wohl bestellt ist, dann sagt er zu dem „du mußt!“ sein „ich will“, und auch sein Wille wird ihm zu einem eisernen Muß. Der rechte Dienst geschieht mit Willen, und der rechte Wille geschieht im Dienst. Wenn beides nicht ineinander greift, dann haben wir einen ungebundenen Willen, der ohne Verantwortung ist, oder statt der Pflichterfüllung des höheren Menschen nur einen Kadavergehorsam. Beides ist schändlich.“ —

„Wenn aber beides zu einander gehört“, fragt der Peter weiter, „warum ist dann die Pflicht trotzdem das Hauptwort, das du allem anderen voranstellt? Mir will es so scheinen, als ob deine Pflicht nur der passive, mein Wille aber der positive Teil unseres Lebensausdrucks ist. Ich will marschieren, ich will kämpfen, ich will . . .“

„Ja, du willst“, fiel ihm Fritz ins Wort, „aber weißt du auch, ob du um deiner Aufgabe willen marschieren und kämpfen darfst? Ob die Wirkung deines Willens wirklich positiv ist? Auch die Pflicht läßt dich marschieren und kämpfen, und der „gezogene“ Mann war im Kriege in der Regel nicht schlechter als der Freiwillige. Aber oft — und gerade in unserer Lage — verlangt der Dienst an unserer Aufgabe, damit er positiv sei, gerade die Überwindung des ersten Willens, auch das Stillestehen, wenn man marschieren möchte, selbst das Ausweichen, wenn man lieber Widerstand leisten mag. Das ist eine schwere Kunst, die zumal einen jungen Menschen hart ankommt, und weil sie so schwer zu erlernen und noch schwerer zu üben ist, deshalb ist die Pflicht das Hauptwort! Auch erwächst das Gebot, das von Volk und Heimat und damit auch vom Staat als innerer oder äußerer Befehl an uns ergeht, immer aus der Bindung an die Gemeinschaft; beim Vorsatz aber, auf den sich der Wille gründet, ist oft schwer zu unterscheiden, was eigenes Begehren, und was höhere Verantwortung, also auch wieder nur Pflichtgefühl ist. Darum wird der schmale Weg der Pflicht, sicher genannt, und es ist in unsicheren Zeiten doppelt geraten, sichere und gewisse Wege zu gehen. Nicht um deinet- und meinetwillen (wer fragt nach unserer Sicherheit?), sondern weil es dem Ganzen dient. Wenn diese Lebensart früher bei den Preußen geachtet wurde, darf ich mich solcher Tradition stolz erinnern. Wenn ich heute im Geist der Erneuerung neue Pflichten als Hauptwort bejahe, gehöre ich mit Blut und Sinnen der neuen Zeit.“ —

Es wurde nicht mehr viel hin und her gesprochen. Peter verstand nun auch diesen Satz aus Schauweckers hohem Lied von der Pflicht: „Die anderen aber blieben — nicht weil sie glaubten, es sei alles herrlich — so dumm waren sie nicht! Nein — sondern sie blieben, weil sie nicht einem bloßen Befehl gehorchten, sondern etwas höherem, größeren, nämlich der Nation.“ —

Zuletzt — das konnte garnicht ausbleiben — erinnerte einer den anderen daran, daß der 21. März vor der Tür stand, **der Tag an dem sich ein alter und ein neuer Führer vor vier Jahren die Hände gereicht hatten. Vor der Gruft des großen Preußenkönigs, der nichts anderes sein wollte als der erste Diener seines Staates.**

Der Tag von Potsdam war nicht ohne Sinn. Und das Wort „Pflicht“ war das Hauptwort geblieben!

Stefan Husmann.

Hindenburgs letzter Mitkadett.

Am 1. April wird Wahlstatt geschlossen.

Der letzte Stubenkamerad aus Hindenburgs Wahlstatter Kadettenzeit, Generalleutnant Max von Hanstein, ist soeben im Alter von 88 Jahren gestorben.

Hindenburg hat zeitlebens dem Kadettenkorps dankbare Erinnerung bewahrt. In seinem der deutschen Jugend gewidmeten Buch hat er über seine Kadettenzeit geschrieben:

„War schon in meinem Elternhaus Begeisterung über meinen künftigen Beruf in mein Kinderherz gelegt worden, so wurden dem heranwachsenden Knaben und Jüngling im Kadettenkorps Kameradschaft, Selbstüberwindung und Manneszucht neben der wissenschaftlichen Forschung anerzogen.“

Dieses rühmliche Urteil gilt für die beiden Etappen seiner Kadettenzeit, für das Vorkorps in Wahlstatt und für die Hauptkadettenanstalt in Lichterfelde bei Berlin. Als Hindenburg im Jahre 1857 nach Wahlstatt kam, bestand diese Voranstalt knapp zwanzig Jahre. Auch dort bestand die Erziehung der jungen Kadetten in einer glücklichen Mischung von wissenschaftlichem Unterricht mit körperlicher und charakterlicher Ausbildung. Wie Hindenburg Wahlstatt die Treue bewahrte, hat umgekehrt das Kadettenkorps das Andenken an seinen größten Zögling in hohen Ehren gehalten. Nicht nur schmückt eine Gedenktafel den Bau, in dem Hindenburg seine erste militärische Vorbildung erhalten hat, sondern man hat auch das Zimmer, in dem er fünf Jahre seines Lebens verbrachte, so gut es ging, wieder in den ursprünglichen Zustand versetzt.

Wäre Hindenburg noch am Leben, könnte er in diesem Jahr am 2. Oktober seinen 90. Geburtstag feiern. So aber wird das deutsche Volk dieses Tages in stiller Weihe gedenken. Auch der Kreis derer, die einst um ihn waren, ist ganz klein geworden. Wieder ist einer davongegangen, der Hindenburg in der Kadettenzeit nahe gestanden hat. Im Alter von 88 Jahren ist in Bad Warmbrunn der frühere Generalleutnant Max von Hanstein gestorben. **Er war der letzte noch lebende Stubenkamerad aus der Wahlstatter Kadettenzeit Hindenburgs und gleich ihm Mitkämpfer von 1866 und 1870/71.** Auch ihm war es geglückt, den Generalrang zu erreichen, seinen letzten aktiven militärischen Posten bekleidete er als Kommandeur der 27. Feldartillerie-Brigade. Wenn es ihm auch nicht vergönnt war, im Weltkrieg sich gleich hohen militärischen Ruhm zu erwerben, wie sein alter Wahlstatter Stubenkamerad Hindenburg, verdient Generalleutnant von Hanstein die ehrenvolle Erwähnung im reichen Kranze derer, die einst von Wahlstatt aus ihre militärische Laufbahn begonnen haben.

Es sei daran erinnert, daß auch Ludendorff, weiter Manfred Freiherr von Richthofen, der erste Offizier der „Gneisenau“ Hans Pochhammer, und Hauptmann von Erckert, der 1908 in Deutsch-Südwestafrika gefallen ist berühmte Wahlstatter sind. Ein eigenartiges Geschick hat es gefügt, daß am 1. April d. J. die ehemalige Kadettenanstalt, die zuletzt eine nationalpolitische Erziehungsanstalt war, aus organisatorischen Gründen geschlossen wird. Die Anstalt hat auf den Tag genau 99 Jahre bestanden.

Es ist März . . . / Novelle von Jakob Schaffner.

Es ist März. Der erste, herbe Frühlingstag steht über dem Land. Alles ist jung, herb, stark und frisch, die Luft, das Licht, der Duft des Bodens, der Gesang der Amseln. Herb ist die Sehnsucht, der Mangel, die Hoffnung, herb der Wille, die Liebe, die Einsamkeit, der Glaube. Herb steigen die Säfte in den Bäumen, pocht das Blut im Puls, ringen sich die Gedanken aus der Tiefe des Wesens los. Herb ist die Zeit mit ihrer Not, ihrem Kummer und Zorn, ihren Verlorenheiten, ihrem Ausklang und Neuklang. Aber was klingt neu? Das Ohr horcht. Das Auge späht. Das Gefühl tastet aus ins Weite und kommt leer zurück. Herb liegt eine Frühzeit über dem Land. Nachts geht schweigend und kalt der Mond seine Bahn. Aus Morgendämpfen steigt die Sonne herauf. Das Land ist weiß von Reif. Aber die Amseln singen, und die Finken schlagen. In einer Stunde ist der Reif weg, aber noch erscheinen nach ihm keine grünen Wiesen und blühenden Blumen. Schneeglöckchen und Schneerosen, das ist's was nachbleibt wie ungezauberter Winter, Winter in Blumenform, aber Blumen, die nicht in der Sonne schmelzen. Es ist die wartende, herbe, österliche Jahreszeit der Auferstehung, die sich bereit macht. Eine Anzahl junger Leute stehen beisammen und diskutieren, Burschen und Mädchen, von den Burschen einige in Uniform, zwei Mädchen mit Abzeichen, darunter Trude Gebhart, und alle miteinander machen sie den Einduck, als ob etwas vorgefallen wäre oder nächstens vorfallen wollte.

„Wissen denn die, was mit uns los ist?“, sagt Trude, ein kräftig schlankes Mädchen mit hellen Augen und trotzigen Brauen. „Sie reden und schreiben, statt daß sie sich anstrengen, etwas zu verstehen. Ist das recht?“

Fragend sieht sie sich im Kreis um. Ja, was ist los mit ihnen? Mangel zeichnet die meisten der Gestalten. Aus manchen Augen blickt Sehnsucht. Viele kennen die Einsamkeit, das tiefste Leid dieser versprengten Zeit. Und einige Gesichter gibt es, in denen ein Wille erwacht ist, zum Beispiel der hübsche Blonde mit den nachdenklichen Augen, Heini, der sie nicht beachtet. Aber auch der Wille ist einsam. Er ist sozusagen nackt, hat seine Kleider und Geräte noch nicht gefunden und wartet wie die Jahreszeit.

„Die Dummheit fragt nicht nach Recht“, sagt ein langer Bursche mit weit vortretendem Adamsapfel und spuckt aus. „Kannst die ruhig lassen.“ Sie ist von dieser Antwort nicht befriedigt und blickt weiter um sich. „Auch die Frechheit fragt nicht nach Recht,“ erklärt ein untersetzter Kerl mit schwerem Stirndach. „Man muß ihnen auf die Schnauzen geben, das ist alles.“ Sie ist immer noch nicht zufrieden und befragt nun den hübschen Burschen, der mit den Augen einer vorbeischießenden Amsel folgt. Wie sie weg ist, tut er einen still leuchtenden Blick durch den Himmelsraum, aus dem der Abend sich herauszuweben beginnt. Endlich sieht er das Mädchen an.

„Was mit dir los ist?“ fragt er lachend. Das sollte dir keiner klar machen können? Ein hübsches junges Mädchen bist du, zur Liebe gemacht. Mehr ist wohl kaum, was da zu sagen wäre.“

„Flausen machst du!“ sagt sie mit trotzigen Brauen. „Bleib bei der Sache.“ Er sieht sie wieder an, das Lachen ist nur noch in seinen Augen, dazu eine kleine Verwunderung: „Und Besseres weißt du mit dem schönen Abend nicht anzufangen?“ „Du, mich machst du nicht dumm!“ sagt sie fast feindlich. „Was soll das etwa heißen? Seit Monaten spielt er so mit ihr und macht sich über sie lustig. Um ihre Oberlippe zuckt es ein wenig. „Aber du bist ein Wichtigmacher, der so wenig kann wie wir alle!“

„Glaub's schon selber“, gibt er geruhig zu und sieht ihr noch einmal tief in die Augen, die so rein und so unbedingt blicken.“ Du aber willst wohl das Deutsche Reich regieren?“

Sie wird rot.

„Mit sich selbst zufrieden, schwebt er durch seine Tage, obwohl er seit einem Jahr arbeitslos ist. Stempeln geht er wie ein Prinz! — Ich dachte tatsächlich, daß du vielleicht ein Kerl wärst. Schieb ab. Jedenfalls wirst du das Deutsche Reich nie regieren.“

Alles lacht. Er ist ein wenig ernst geworden. Wie es wieder still ist, sagt er noch ein Wort.

„Wenn jeder sich selbst regierte — und dann noch vielleicht solch ein verlottertes und verwildertes Mädchen, das er zu seiner Frau gemacht hat — wäre das nicht schon eine ganze Menge? Ich glaube, dann könntest sogar du das Reich regieren.“

„Ach so, ich bin verlottert und verwildert!“ folgert sie böse.“ Sag das nur deutlich. Bring wenigstens den Mut zu deinen Unverschämtheiten auf.“

Da umfaßt er ihre ganze gute Gestalt mit den Augen.

„Das würde ich vielleicht tun, wenn ich — ein Kerl wäre. Das heißt, ich würde ein solches Mädchen tatsächlich zu meiner Frau machen. Schade, daß wir nicht so gestellt sind.“

„Da kannst du aber lange lauern“, entfährt es ihr gereizt. „So einer wie du wird mir nie als Mann vorkommen.“

Dann merkt sie, daß sie sich verplappert hat. Das Blut schießt ihr in den Kopf. Brüsk dreht sie sich um und verläßt mit ihrer Freundin den Kreis. Langsam wendet er sich um und geht nach der anderen Richtung davon.

Zwei Fabeln

von Ignatz Krasicki,
dem besten polnischen Fabeldichter (1735—1801)

Stieglitz und Nachtigall.

Es stritten um den Vorrang sich der Stieglitz
und die Nachtigall,
Zum Richter ward der Zeisig drum erwählt
für ihrer Stimme Schall.
Der Stieglitz trug den Sieg davon. Die Vögel,
so sie dies gehört,
Sie flogen alle schnell herbei, verwundert war
man und empört.
„Fürwahr, du dauerst uns gar sehr,“ — ein
jeder seine Rede hält;
„Mich dauert,“ — sprach die Nachtigall —
„nur jener, der den Spruch gefällt.“

Vöglein im Käfig.

„Warum weinst du?“ — so frug ein Zeisig
den zweiten —
„Hast Futter und alle Bequemlichkeiten.“
„Im Käfig bist du“ — war die Antwort —
„geboren,
Begreifst drum die Freiheit nicht, die ich verloren.“

Mit gerunzelten Brauen marschiert sie die Straßen entlang, und ihre Freundin wird noch vieles sprechen, bis sie das erste Wort davon wahrnimmt. Unzufrieden gehen ihre Augen zwischen den Erscheinungen des Tages umher. Nichts ist da, woran sie gern haften bleiben und ausruhen können, vieles, was ihren Zorn nährt, und ihren Verdruß aufstachelt. In diesem Haus hat sie Arbeit geleistet, anständige, brave Arbeit, sie hat es schwarz auf weiß im Zeugnis, zwei Jahre lang, dann war es zu Ende, wie es bei Tausenden, bei Hunderttausenden zu Ende war. Da ist der Bahnhof, von wo sie ein halbes Jahr lang jeden Morgen um sechs Uhr eine Stunde weit um andere Arbeit fuhr, um fünf aus dem Bett, nach sieben abends wieder zuhause. Sie magerte ab wie ein Droschkenpferd, aber sie hielt durch, während andere schlapp machten und lieber stempeln gingen. Eines Tages schloß die Fabrik, und es war wieder etwas zu Ende. In diesem Laden könnte sie heute noch das Fräulein sein, wenn es ihr gepaßt hätte, dem Besitzer auch sonstwas zu werden; aber wird man dafür einundzwanzig Jahre alt, um sich zu verkaufen und in Schmach zu verbrauchen? Sie kann nähen, zuschneiden, stricken, sticken, häkeln, kochen, den Haushalt selbständig machen, maschineschreiben, am Ladentisch bedienen, buchführen, und immer war etwas zu Ende. Fortwährend ist in diesem Zimt etwas vorbei, und manchmal kommt es ihr vor, als ob die ganze Welt zu Ende ginge. Eine Kameradin nach der andern hat sich darauf eingerichtet und ist ausgesprungen aus dem geheimen Orden der anständigen Mädchen. Sie denkt es nicht nachzumachen, aber schwer liegt es ihr auf dem Herzen. Wie lange kann sie es noch treiben? Im Mund zieht sich Bitternis zusammen. Der Geist wird heftig und die Seele härter. Ist man noch das eigene Ich? Fünf Personen leben von ihrem Verdienst, sie nicht gerechnet, der Vater, von der Maschine rechtsseitig gelähmt, die Mutter, die von früh bis spät anklagt, der ältere Bruder, schon zwei Jahre arbeitslos, der zweite seit seinem sechzehnten, der jüngste, der seit Ostern vorm Jahr umsonst nach einer Lehre rennt.

Dabei ist die Luft voll Sonne und Bläue, voll Gesang und geheimnisvollen Lebens, das einen an- und aufruft: „Trude, es ist wieder Frühling!" Wild könnte man werden. Um sich schlagen könnte man. In ihren Ohren klingt es auf: „Verlottert und verwildert!" Eben, auch das noch, und von dem! Sie verhockt den Abend grollend zuhause. Und noch etwas später heult sie sich etwas vor, nicht sehr lange und nicht übermäßig viel, und bald wird sie wütend und stellt sich nackt unter die kalte Dusche. Davon wird sie nicht glücklich, aber ruhig und mit zusammengebissenen Zähnen durchschläft sie die ganze Nacht.

Ein paar Tage später bekommt sie den Bescheid, daß das Geschäft sich verkleinern muß. Wieder etwas zu Ende. Die Aussichten sind hoffnungslos: sie weiß es. Mit leeren Händen steht man der Willkür gegenüber: Kannst nun ganz mit dir machen, was dir beliebt, Trude. Einen größeren Schreck hat sie zeitlebens nicht erfahren. Stundenlang ist sie völlig dumm im Kopf. Tagelang geht sie herum wie eine Verstörte. In ihrem Leib kreist ein Gefühl wie dicht vor dem Fall. An wen soll sie sich halten? Ihr Vater ist stumpf und selbstsüchtig. Ihre Mutter versteht nichts von jungen Menschen in Not, nicht einmal von der Not versteht sie etwas; jawohl auch das gibt es. Die Brüder sind halb verkommene Schlingel, Gott sei's geklagt. Wenn keine starke, große, gütige Hand über den jungen Menschen liegt, was soll aus ihnen werden? Zu Verbrechern und Lasterbolden sind sie bestimmt. Aber die Vögel singen. Jeden Morgen fliegt der Himmel höher auf mit dem neugeborenen Licht in Bläue und Daseinsglück. Drunten antworten ihm ratlose Zweifel, dunkle Wünsche und kranke Sehnsucht. Ach, sagt uns doch, ihr Allseligen, wie wir leben können!

So trifft sie mit Holzhütter zusammen. Holzhütter ist ein dürres, glutäugiges Mittelalter von Kerl, den Schädel rund herum kahl geschoren, oben eine Handbreit geöltes Haar, gerade um einen Scheitel daraus machen zu können, ziemlich giftig und hektisch, und er rennt noch mit den Jungen herum, obwohl er ein Milchgeschäft und zwei kleine Kinder hat. Was die Frau angeht, so ist sie ihm davongelaufen, weil es mit ihm nicht auszuhalten war. Aber er hat sie wegen böswilliger Verlassung verklagt und Recht bekommen. Übrigens gehört er auch zur Bewegung. Niemand nimmt ihn ernst, und während er sich überall eindrängt, gibt es keinen unbedingten Grund, ihn hinauszuwerfen. Er besitzt eine Zweizimmerwohnung. Sein Geschäft geht gut, da er wie ein Windhund hinterher ist. Und da er seine dicke schwarze Frau nicht mehr hat, sucht er sich eine schlanke blonde. Die Trude ist schon eine ganze Zeitlang von ihm ins Auge gefaßt. Wie die Dinge stehen, bei all dem schönen Wetter, der stillen Verzweiflung und kranken Sehnsucht macht er mit ihr ein Rendevous für den Abend aus.

Sie gehen in den Stadtpark. Durch die noch kahlen Bäume säuselt der Südwind, und oben herein flimmern unruhig alle Sterne der Liebe und des Schicksals. Im Flusse badet der Mond wie eine helle Frau mit langem Haar, das um sie her schwimmt. In der Ferne singt es, lacht und girrt es. Ach, wie kommt das nur: Alle haben etwas vom Leben, und nur Trude hat nichts vom Leben. Sie wird wohl dem Holzhütter ein Jawort geben, obwohl er nach Käse stinkt, vor Aufgeregtheit stottert und heute abend zusammengesetzt scheint aus verliebter Zudringlichkeit und Neid auf alles, was er reicher oder glücklicher vermutet, als er es ist. Ihr ist wind und weh. Sie kommt sich klein und hilflos vor, ein wenig schmutzig, noch mehr verächtlich als bedauernswert, aber auch das letztere, und ein kleiner, lahmer Zorn darüber regt sich in ihr. Wann hat sich Trude Gebhard bedauern lassen? Ach, weg damit. Aus mit Trude. Ihre Wäsche geht zu Ende. Sie hat kaum noch ein anständiges Kleid. Wo sie neue Schuhe herkriegen soll, ahnt sie einstweilen nicht. Vielleicht bekommt sie morgen Arbeit; dann haben die Ihren wieder zu essen, aber von einem eigenen Leben bleibt sie so weit entfernt wie bisher. Ha, davon ahnt keiner etwas, der sie so ansieht, denn die Trude soll man nie anders erleben als sauber und adrett, bis sie diesen Milchfritzen heiratet — oder Gas einatmet. Immer mehr tun das jetzt. Ist Gas nicht dem Milchhändler vorzuziehen? Ach, das Leben ist wohl vorzuziehen. Wer lebt, hat Hoffnung. Und so schwatzt dieser uniformierte Schwätzer unaufgehalten weiter, stottert und prahlt, stößt verhüllte Drohungen aus und bettelt, alles im gleichen Atem. Noch zwei Minuten, und sie wird sich entscheiden müssen. Ihre ganze Mundhöhle ist bitter. Ihre Kehle ist trocken. Das Herz hängt in ihr wie ein Stein an schlaffen Bändern.

Von der Stadt her klingt eine Musik; wie ein großes, fernes Weinen kommt es sie an. Jetzt schweigt der hier und wartet zuckend auf ihre Antwort; immer zuckt er. Im Wasser spiegeln sich die mondbeglänzten Uferbäume, so hell ist diese Nacht. Unendliche Tiefen geht es hinab, und über den Bäumen unendliche Höhen hinauf. Und neben ihr riecht es flehend und drohend nach Käse. Da ist es gut, daß ein paar Burschen singend den Uferweg herkommen: man kann die Antwort noch einmal eine Minute hinausschieben, kann noch einmal freien Atem schöpfen, wenn auch verloren und mit dem klaren Unglück vor sich. Jetzt sind sie schon da, vier uniformierte Kerle, alle jung und arbeitslos, aber hoffnungsfreudig und hochfahrend, und er mitten drunter. Ein Blick, und sie haben einander erkannt in der Mondhelle zwischen den weitstehenden Bäumen. Singend und mit fragenden Augen geht er vorbei. Jetzt hört sie ihn aus allen heraus. Schon sind sie weit hinter ihr, und noch immer wartet der Milchhändler; sie hat ihn sogar vollkommen vergessen. Dann zieht ihr ein fader anklagender Duft in die Nase, und sie ist wieder da. Ohne viel Besinnen gibt sie ihm den ihm gehörigen Korb. Aus mit dem Selbstbedauern. Aus mit dem lahmen Zörnchen. Eine Sternschnuppe zieht über die Bäume hin.

Morgen ist auf dem Markt eine große Kundgebung, und die will sie noch mitmachen. Beim Viktoriagarten sammelt man sich. Fackeln werden ausgeteilt und angezündet. Die Musik stellt sich an die Spitze des Zuges, dazu zwanzig Trommeln und etwa tausend lohende Feuerbrände in den Händen der Jugend. Alles Jugend, blitzende Augen, lachende Gesichter, ernste und entschlossene Mienen, aufrechte, hoffende, kampfbereite Haltungen, und alle haben mitgemacht, jahrelang; solange sie leben, sahen sie immer nur zu Ende gehen, aber nun soll ja ein mächtiger, allgemeiner Anfang gemacht werden. Durch die Stadt geht im strammen Schritt der Fackelzug. Hallend an den Häusern hinauf dröhnt die Musik und rasseln die Trommeln. Noch ein enger Durchpaß, und die Ordner empfangen den Zug auf dem Markt. Auf den Gehsteigen gedrückte, unsichere Bürger: Das Bisherige. In den Fenstern die Widerscheine der lohenden Fackeln. An den vier Ecken des Marktes hochragende Pechpfannen. Auf dem Altan des Rathauses der gewaltige Lautsprecher. Davor aufmarschiert die Fahnenkompanie. Über allem ein weicher, tiefhängender Regenhimmel mit sanft fisselndem Nebeldunst, der hier geheimnisvoll zu glühen anfängt. Hoffnung. Große, bange Frage. Glauben. Stille, Warten. Zuversicht. Und jetzt die Stimme, die diesen Abend durchs ganze Land hallt. Trude denkt: „Wer das hier erlebt hat, wird es nie vergessen!" Ihr ist feierlich zumute. Diese mächtige Stimme redet ihr zu, erhebt und stärkt sie, gibt ihr Selbstvertrauen und will die alte, kühne, unbedingte Trude Gebhart wieder aufrichten. Dort drüben steht der Milchhändler und läßt sie keinen Moment aus seinem gludernden Blick. Und auf der andern Seite, ihr fast gegenüber, entdeckt sie ihn, den andern, Heini. Wie sie genauer zusieht, trägt er die ersten Abzeichen, die vergeben werden, auf kleinen, roten Aufschlägen am gelben Kragen. Das geht ihr durch den Körper wie ein Stich, der gleichzeitig schmerzt und unendlich wohl tut. In ihr drin weint es, aber über ihr Gesicht geht ein glückliches Lachen. So sieht er sie, und so blickt er sie eine ganze Zeitlang fragend und forschend an, er, der kein Kerl sein soll. Dann lächelt auch er und nickt ihr zu. Er hat verstanden. Mehr braucht es nicht.

Der Nebel fängt an zu brennen, und in seiner Tiefe wallt es, von den gewaltigen Tonwellen in Bewegung gebracht. Ringsum schweben im milden Feuer die alten Häuser. Von den Pechpfannen zieht langsam der schwarze Qualm nordostwärts. Die Fahnen stehen still und feierlich. Kein Laut regt sich hier, nur die große Stimme ist über ihnen. Dicht gedrängt stehen die Bürger und horchen: werden sie begreifen?

„Nichts bist du, dein Volk ist alles. Die große Gemeinschaft mußt du suchen, Volksgenosse, Volksgenossin. Du mußt dich lösen von deinem Ichstandpünktchen und mußt eingehen in die Gesamtheit. Bist du unnötig? Nein, notwendig bist du, damit Vollkommenheit entstehen kann, aber du bist nur ein Atemzug unter Millionen Atemzügen. Atme tief und stark. Atme Leben und Hoffnung. Atme Kraft, guten Willen und Freiheit aus vollem Herzen. Sei wertgeachtet und stolz, so wirst du wert geachtet werden und man wird dich suchen."

Dies und vieles andere hört sie, und über ihre schmal gewordenen Backen laufen die Tränen herunter, ohne daß sie es weiß. Alle Hoffnung ist wieder da. Hoho, keine Milchhändler braucht es. In dir ist alles, Trude Gebhart. Und in dem dort ist es. Und in allen ist es. Großes hinter uns. Großes vor uns. Aus unendlicher Sehnsucht wächst hervor wie ein Wunder unendlicher Wille. Offen und weit und glücksgläubig wird es wieder in ihr. Lächelnd steht sie da, die Augen nach dem Schalltrichter gerichtet, und alle tausend Fackeln spiegeln sich in der reinen Bläue. Sie spiegeln sich auf den roten, frischen Lippen und auf den weißen Zähnen. Sie spiegeln sich in den Tränen, die immer noch still und hurtig über die pfirsichzarten Wangen herab rollen.

Drüben steht Er mit seinen Sternen auf dem roten Aufschlag und hört nichts von der ganzen Rede vor lauter Trude Gebhart. Aber er versäumt nichts, denn während die Ohren schlafen und träumen, sieht er jedes Wort verkörpert in diesem Mädchen, das herrenlos den Platz betreten hat, aber ihn wohl nicht herrenlos verlassen wird.

Dorf der Jugend unter Maiblumen.

Die märkische Stadt Drossen erbaut für die Hitlerjugend ein ganzes Dorf.

Die märkische Stadt Drossen hat fünf Morgen stadteigenen Geländes zur Verfügung gestellt, auf dem in einem mehrjährigen Bauprogramm ein ganzes Dorf nur für die HJ errichtet werden soll.

Der Aufruf des Führers, der Hitlerjugend eigene Heime zur Verfügung zu stellen, hat überall in deutschen Landen ein lautes Echo gefunden. Kaum eine deutsche Gemeinde hat sich von der Bereitstellung von Gelände oder von Gebäuden für die HJ ausgeschlossen. Nun erscheint eine kleine märkische Stadt mit einem Plan, der ebenso eigenartig wie vorbildlich genannt zu werden verdient.

Im Osten der Mark Brandenburg, im Kreise Weststernberg des Regierungsbezirks Frankfurt an der Oder, liegt das Städtchen Drossen. Es zählt wenig mehr als 5000 Einwohner und führt ein stilles und geruhsames Leben abseits der Heerstraße. Aber die Fußwanderer und die Automobilisten kennen es gut. Der Kunsthistoriker weiß, daß sich in Drossen zwei kirchliche Gebäude aus dem 13. Jahrhundert befinden, die in ihrer Art Schmuckstücke des kirchlichen Baues im Mittelalter darstellen. Drossen besitzt auch heute noch seine alte Stadtmauer, die fast vollständig erhalten ist. Ihre 14 Türme und Weichhäuser verleihen dem Stadtbild eine besondere Note. Der Naturfreund liebt das liebliche Tal der Lenze, an der Drossen gelegen ist und die zur Warthe fließt. Namentlich im Frühjahr bietet das seenreiche Tal mit seinen blumenbedeckten Wiesen einen ungemein schönen Anblick. Eine Blume im besonderen spielt für Drossen eine wichtige Rolle, die Maiblume. Seit vielen Jahrzehnten werden Maiblumen in und um Drossen gezüchtet. In jedem Herbst und Winter gehen Millionen Maiblumen in alle Welt hinaus, vor allem bezieht die Reichshauptstadt ihren Bedarf an Maiblumen in der Hauptsache aus Drossen.

Die Stadt verfügt über reichlichen Landbesitz in ihrer Umgebung. Einer der schönsten Seen unweit der Stadt ist der Röthsee, an dem sich bereits eine Seeterrasse und ein großes Strandbad befinden. Nördlich von diesem Strandbad soll nun ein regelrechtes HJ-Dorf entstehen. Fünf Morgen stadteigenes Gelände werden der Hitlerjugend zur Verfügung gestellt, die nun nach Herzenslust sich einmal ein Dorf erbauen kann. Welch eine schöne Aufgabe und welch ein Antrieb für die Jungen und Mädel, einmal so schaffen und einrichten zu können, wie sie wollen. Die Stadt hat mit der Stiftung auch gleichzeitig ein Bauprogramm aufgestellt, das nach und nach verwirklicht werden soll. Für den Anfang sollen noch in diesem Jahr drei Häuser erstehen, die zunächst als Jugendheime eingerichtet werden. Die besten Erfahrungen beim Bau von Jugendheimen werden hierbei in die Tat umgesetzt. Jahr für Jahr sollen dann weitere Häuser folgen, wobei bereits jetzt vorgesehen ist, daß in der Dorfmitte ein großer Versammlungsplatz verbleibt. An was alles gedacht ist, zeigt die Tatsache, daß in einem kleinen Verwaltungsgebäude eine HJ-Bürgermeisterei errichtet werden soll, denn in diesem HJ-Dorf soll die Jugend lernen, eine Gemeinde zu verwalten und zu unterhalten.

Daß gerade Drossen auf diesen vorbildlichen Gedanken verfallen ist, hat seinen Grund darin, daß bereits in den vergangenen Jahren zwei große HJ-Lager in seiner Nähe stattfanden und sogar regelrechte Jugendfestspiele abgehalten wurden. Das neue HJ-Dorf wird für die kurmärkische Hitlerjugend zweifellos zu einer Feier- und Arbeitsstätte von besonderer Anziehungskraft werden.

Turnen — ein Jungbrunnen.

Es ist eine allgemein bekannte Tatsache, daß der Mensch nicht so alt ist, wie es sein Geburtsschein ausweist, sondern daß er so alt ist, wie er sich fühlt. Die Abnahme der Gesundheit, das Nachlassen der Frische und der Spannkraft des Körpers und Geistes sind Zeichen dafür, daß die Jugend sich langsam entschließt, den Menschen zu verlassen. Dieser Mensch fühlt sich dann nicht mehr jung, auch wenn er es seinen Jahren nach sein könnte und jener, der, die Gesundheit, die Spannkraft und Frische noch besitzt, ist jung, auch wenn er seinem weißen Haar nach zu den „Alten" gehört.

Jungbleiben heißt also: gesund, frisch und spannkräftig sein! Wer das erreichen will, muß wie bei vielen Genesungsprozessen Medizin nehmen, und die beste und billigste Medizin für das Jungbleiben heißt: Turnen.

Die Wirkung des Jungbleibens als Medizin gegen das Altwerden besteht darin, daß der Stoffwechsel durch die außergewöhnliche Bewegung gefördert wird. Stoffwechsel ist aber nichts anderes als dauernde Erneuerung und Auffrischung des Zellgewebes.

Wie sehr dem Menschen unseres Zeitalters der Technik diese Stoffwechsel schaffende Bewegung fehlt, weiß jeder, der die meiste Zeit seines Lebens im Bureau, am Schreibpult, an der Schreibmaschine, im Fabriksaal, an der Drehbank usw. zubringt und den sein Beruf zu einer mangelhaften und oft körperverbildenden Lebensweise zwingt. Wer turnt, hat erfahrungsgemäß an sich festgestellt, daß er sich nach der Stunde trotz der augenblicklichen Ermüdung erfrischt und wohl fühlt.

Das Turnen mit seiner Körperschule, seinem Geräteturnen und Spielen frischt aber nicht nur die Zellgewebe der Muskeln, sondern auch die des Gehirns auf. Alle Turner, besonders die älteren, machen deshalb die Feststellung, daß durch das Turnen auch eine geistige Auflockerung erfolgt, daß sie ausgelassen fröhlich sind und allen Ärger und Verdruß des Tages vergessen.

Jeder halbwegs zivilisierte Mensch badet meistens alle 8 Tage einmal und reinigt den Körper von allem Schmutz und Staub. Diese Reinigung ist aber nur eine äußere. Wer turnt, bereitet seinem Körper dadurch ein viel wertvolleres, nämlich ein i n n e r e s Vollbad, denn durch die erhöhte Blutzirkulation als Folge der außergewöhnlichen Bewegung werden die Giftstoffe im Körper ganz anders herausgestoßen als bei einem langsamen und ruhigen Blutumlauf. Diese Giftstoffe belasten, wenn sie im Körper bleiben, ebenso ihn wie das Nervensystem und lähmen dann unsere Lebensfreude und unseren Lebenswillen. Wer seinen Körper durch das Turnen regelmäßig innerlich von diesen Giftstoffen befreit, der fühlt sich frisch und jung. Je mehr nun in einer Turnstunde geschwitzt wird, um so besser funktioniert dieser Jungbrunnen, denn mit dem Schweiß, der durch die Poren des Körpers dringt, verlassen den Körper viele Giftstoffe, wie schlechte Salze und Säuren. Die Wirkung des Turnens als Jungbrunnen kommt weiter durch die erhöhte Sauerstoffzufuhr zustande. Der Turner kann bei seinen Übungen nicht so ruhig atmen, wie der Herr Direktor am Schreibtisch, er muß, um einer erhöhten Leistungsanforderung zu genügen, schnell und tief atmen, nach Luft geradezu schnappen. Dadurch wird der Lunge viel mehr Sauerstoff zugeführt als gewöhnlich. Sauerstoff aber bedeutet: Leben. Bei einer erhöhten Atemtätigkeit wird endlich auch die ganze Lunge in Anspruch genommen, während bei der gewöhnlichen Lebensweise ein Fünftel bis ein Siebentel von ihr unbenutzt bleibt, und so der Tuberkulose der Boden bereitet wird.

Die letzte und schönste Wirkung des Turnens als Jungbrunnen aber ist die Freude, die es schafft. Die sorglose Fröhlichkeit, nicht selten sogar ungebundene Ausgelassenheit, die in der Turnstunde herrscht und von der jeder Turner und jede Turnerin erfaßt wird, sie schaffen das letzte Gift aus Leib und Seele.

Turnen ein Jungbrunnen! — Wir haben nicht nur das Recht, sondern die Pflicht, jung und lebensfähig und damit lebensbejahend und lebenskräftig zu sein. Über unserer eigenen Person steht unsere Volksgemeinschaft; wie ihre Glieder sind, so wird sie selbst sein. Sind diese jung, stark und gesund, so wird auch sie jung, stark und lebenskräftig sein. So ist das Turnen letzten Endes der Gesund- und Jungbrunnen unserer Volkskraft.

Friedrich Mielke.